



# JUSSI ADLER OLSEN

# Selfies

Weltbild

Selfies

Jussi Adler Olsen

# Selfies

Der siebte Fall für Carl Mørck,  
Sonderdezernat Q

Aus dem Dänischen von  
Hannes Thiess

**Weltbild**

Die dänische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *Selfies* bei  
J. P. / Politikens Forlagshus A/S, Kopenhagen.

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2016 by Jussi Adler-Olsen/  
All rights reserved/ J.P./ Politikens Forlagshus A/S, Kopenhagen  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017  
by dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Übersetzung: Hannes Thiess  
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising  
Umschlagmotiv: © istockphoto (© lawcain)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95973-673-2

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Gewidmet unserer wunderbaren »Familie« in Barcelona –  
Olaf Slott-Petersen, Annette Merrild,  
Arne Merrild Bertelsen und Michael Kirkegaard*

## Prolog

Samstag, 18. November 1995

Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie schon in dem nassen Laub herumstapfte, aber ihre nackten Arme waren eiskalt. Das Geschrei oben im Haus war mittlerweile so laut und klang so wutentbrannt, dass ihr der Atem stockte. Sie spürte, wie ihre Augenwinkel feucht wurden, aber sie hielt die Tränen zurück, weil sie wusste, was ihre Mutter sagen würde: Heulen macht Falten und Falten sind hässlich. In Bemerkungen dieser Art war ihre Mutter richtig gut.

Dorrit betrachtete die dunklen Spuren, die sie auf der laubbedeckten Wiese hinterlassen hatte, dann zählte sie zum x-ten Mal die Fenster und Türen am Haus, obwohl sie in- und auswendig wusste, wie viele es waren. Zwei Flügeltüren, vierzehn große Fenster und vier längliche im Keller. Alles in allem einhundertzweiundvierzig einzelne Scheiben.

Sie war ziemlich stolz, dass sie schon so weit zählen konnte. In ihrer Klasse konnte das niemand sonst.

Da hörte sie, wie sich quietschend die Kellertür im Seitenflügel öffnete. Kein gutes Zeichen.

Und schon kam das Hausmädchen die Kellertreppe herauf und steuerte direkt auf sie zu. »Ich geh da nicht mit rein«, flüsterte sie.

Im dichten Gebüsch ganz hinten im Garten versteckte sie sich gern, oft stundenlang. Aber diesmal war das Hausmädchen zu schnell. Schon hatte es Dorrit am Handgelenk gepackt.

»Dorrit, du kannst doch nicht mit den guten Schuhen hier rumlaufen! Wenn Frau Zimmermann das sieht!«

Ohne Schuhe, nur auf Strümpfen, trat sie vor das große Ecksofa. Die beiden Frauen starrten sie an, als wüssten sie nicht, was sie hier im Wohnzimmer zu suchen hatte.

Ihre Großmutter schien jeden Moment lospoltern zu wollen. Ihr Blick war kalt und hart. Ihre Mutter hatte offenbar geweint. Lauter Falten gruben sich in ihr Gesicht, genau solche, vor denen sie Dorrit immer warnte.

»Nicht jetzt, Dorrit, wir unterhalten uns«, sagte sie.

Dorrit sah sich um. »Wo ist Papa?«

Die beiden Frauen tauschten einen Blick. Für den Bruchteil einer Sekunde glich ihre Mutter einem verschreckten Tier, das sich in eine Ecke duckt. Das kannte Dorrit schon.

»Geh ins Esszimmer und beschäftige dich, schau dir Zeitschriften an oder was auch immer«, befahl ihre Großmutter.

»Wo ist Papa?«, wiederholte sie.

»Darüber reden wir später. Er ist gegangen.« Die Großmutter wedelte ihre Enkelin mit einer ungeduldigen Handbewegung weg.

Die wich ein paar Schritte zurück. Genauso gut hätte sie im Garten bleiben können.

Der Esszimmertisch war nicht abgeräumt. Neben Tellern mit eingetrockneten Frikadellenresten und Blumenkohl in Béchamelsoße lag unordentlich das Besteck. Zwei Kristallgläser waren umgekippt, auf dem Tischtuch überall Weinflecken. Nichts war wie sonst. Nichts war so, dass Dorrit im Esszimmer bleiben mochte.

Sie wandte sich der Eingangshalle mit den vielen hohen, dunklen Türen und den abgegriffenen Klinken zu. Das Haus war riesig und in diverse Flügel unterteilt, aber Dorrit kannte jeden Winkel. Im ersten Stock roch es so intensiv nach Großmutter's Puder und Parfums, dass der Geruch noch in ihren Kleidern hing, wenn sie von dort nach Hause kam. Dort, im hellen Licht, das durch die hohen Fenster fiel, spielte Dorrit nicht gern. Abgesehen davon gab es auch nichts, was sie dort hätte machen können.

Viel lieber hielt sie sich im hinteren Teil des Erdgeschosses auf. Nirgendwo sonst gab es solche schweren Sessel, in die man sich mit hochgezogenen Beinen schmiegen konnte, und so prächtige Sofas –

mit braunem Samtvelours und geschnitztem schwarzem Holz an der Rückenlehne. In den zugezogenen Gardinen und den Möbeln hing Tabakgeruch, süß und bitter zugleich. Dieser Teil des Hauses war das Reich des Großvaters.

Es war erst eine Stunde her, dass die Familie friedlich um den Esstisch gesessen und Dorrit das Gefühl gehabt hatte, der Tag würde sich wie eine gemütliche Decke um sie legen.

Aber dann hatte ihr Vater irgendetwas Falsches gesagt, worauf die Großmutter die Augenbrauen hochgezogen hatte und der Großvater aufgestanden war.

»Das müsst ihr untereinander ausmachen«, hatte er gesagt, den Hosenbund hochgezogen und war gegangen. Sie hatte man in den Garten geschickt.

Vorsichtig schob Dorrit jetzt die Tür zum Arbeitszimmer ihres Opas auf. Zwei braune Vitrinenschränke mit Schuhen in offenen Schuhkartons, alles Warenmodelle, standen an der Wand. Auf der gegenüberliegenden Seite hatte der Schreibtisch seinen Platz, bedeckt mit Papieren voller roter und blauer Linienstriche.

Hier roch es besonders stark nach Tabak, obwohl sich der Großvater gar nicht in dem dunklen Zimmer aufhielt. Der Qualm schien aus der Ecke zwischen zwei Bücherregalen zu kommen, aus der ein schmaler Lichtstreifen fiel und sich über den Schreibtischstuhl legte.

Dorrit trat näher, um zu sehen, woher das Licht kam. Das war aufregend, der Spalt zwischen den Regalen war unbekanntes Terrain.

»Na, sind sie weg?«, hörte sie den Großvater irgendwo hinter den Regalen brummeln.

Dorrit schob sich durch den Spalt und stand auf einmal in einem Raum, den sie noch nie gesehen hatte. Dort, in einem Ledersessel, saß ihr Großvater an einem langen Tisch, konzentriert über etwas gebeugt, das sie nicht sehen konnte.

»Rigmor, bist du das?« Seine Stimme hatte einen ganz besonderen Klang. Ihre Mutter nervte das, sie sagte, das liege an sei-



nem Deutsch, das einfach nicht verschwinden wolle. Aber Dorrit mochte die Art, wie der Großvater redete.

Die Einrichtung des Raumes unterschied sich stark von der des übrigen Hauses. Hier waren die Wände nicht nackt, sondern fast vollständig bedeckt mit Fotos in allen möglichen Formaten. Sah man genauer hin, erkannte man immer denselben Mann in Uniform, aufgenommen in unterschiedlichen Situationen.

Trotz des Tabakqualms wirkte der Raum heller als das Arbeitszimmer. Hier saß der Großvater also. Seine aufgekrempelten Ärmel entblößten dicke Adern an den Unterarmen. Mit ruhigen, bedächtigen Bewegungen blätterte er einen Stapel Fotos durch, nahm einige heraus und betrachtete sie eingehend. Es wirkte gemütlich, wie er so dasaß, und Dorrit wurde warm ums Herz. Doch als er sich zu ihr umdrehte, war sein sonst so freundliches Gesicht plötzlich ganz verzerrt. Fast so, als hätte er auf etwas Bitteres gebissen.

»Dorrit?« Er erhob sich aus seinem Sessel. Dabei breitete er die Arme aus, als wolle er damit etwas verdecken.

»Entschuldige, Opa, aber ich wusste nicht, wohin ich sonst gehen sollte.« Sie drehte sich zu den Fotos an der Wand um. »Ich finde, der Mann auf den Bildern sieht ein bisschen aus wie du.«

Er sah sie an und schien zu überlegen, was er antworten sollte. Dann ließ er sich in den Sessel zurückfallen und zog sie zu sich auf den Schoß.

»Eigentlich darfst du nicht hier drinnen sein, denn das ist Opas Geheimzimmer. Aber nun bist du mal da.« Er nickte zu den Bildern an der Wand. »Und ja, Dorrit, das stimmt. Das bin tatsächlich ich auf diesen Fotos. Die sind von damals, aus dem Krieg. Als ich jung war und Soldat für Deutschland.«

Dorrit nickte. Er sah flott aus in seiner Uniform. Schwarze Schirmmütze, schwarze Jacke und schwarze Reithose. Alles schwarz. Der Gürtel mit dem Pistolenhalter, die Stiefel, die Handschuhe. Nur der Totenkopf auf der Mütze und die Zähne des Großvaters leuchteten weiß.

»Bist du Soldat gewesen, Opa?«

»*Jawohl*. Da oben auf dem Regal siehst du meine Pistole. Eine Parabellum o8, auch »Luger« genannt. Viele Jahre lang mein bester Freund.«

Mit großen Augen sah Dorrit nach oben zu dem Regalbrett. Die Pistole war schwarzgrau und das Halfter daneben braun. Dort lag auch ein schmales Messer in einer Scheide neben einem keulenartigen Ding, das wie ein Schlagholz für Schlagball aussah, nur mit einer Art schwarzen Dose am einen Ende.

»Kann die Pistole richtig schießen?«

»Ja, Dorrit, und das hat sie auch oft getan.«

»Du bist wirklich Soldat gewesen, Opa?«

Er lächelte. »Ja. Dein Opa war ein sehr mutiger und tüchtiger Soldat, der im Zweiten Weltkrieg viel geleistet hat. Du kannst stolz auf ihn sein.«

»Im *Weltkrieg*?«

Er nickte. Soweit Dorrit wusste, war Krieg nichts Gutes. Nie. Nichts, das einen zum Lachen brachte.

Sie machte einen langen Hals, um zu schauen, womit sich ihr Großvater beschäftigte.

»Nein, Dorritchen, die Fotos schaust du lieber nicht an.« Er legte ihr die Hand in den Nacken und zog sie zurück. »Vielleicht später mal, wenn du groß bist. Für Kinder sind diese Fotos nichts.«

Sie nickte, aber reckte sich weiter, und diesmal hinderte er sie nicht daran.

Ihr Blick fiel auf einen Streifen großformatiger Schwarz-Weiß-Aufnahmen. Auf dem ersten Bild war ein Mann mit hängenden Schultern zu sehen. Er wurde zu ihrem Großvater gezerrt, der auf dem zweiten Bild die Pistole hob und auf dem dritten auf den Nacken des Mannes zielte.

»Aber, Opa ... das habt ihr doch nur gespielt?«, fragte sie stockend.

Behutsam drehte er ihr Gesicht zu sich und sah ihr in die Augen.

»Krieg ist kein Spiel, Dorrit. Man tötet seine Feinde, damit

man nicht selbst getötet wird, verstehst du? Hätte sich dein Opa damals nicht verteidigt, würden wir beide jetzt nicht hier sitzen.«

Langsam schüttelte sie den Kopf und zog sich näher an die Tischplatte.

»Und all diese Leute da, die wollten dich töten?«

Sein Blick glitt über die Fotos. Dorrit hatte keine Ahnung, was genau sie darstellten, aber sie fand sie unheimlich. Es waren Bilder von Menschen, die gerade zusammenbrachen. Von Männern und Frauen, die an Stricken baumelten. Einem Mann war mit einer Keule der Hinterkopf zertrümmert worden. Und auf allen Fotos stand ihr Großvater daneben.

»Ja, Dorrit, das wollten sie. Sie waren böse. Aber mach dir keine Sorgen, Schatz. Der Krieg ist vorbei, und es wird auch keinen mehr geben, das verspricht Opa dir. Das ist alles damals zu Ende gegangen. *Alles ist vorbei.*« Ein leichtes Lächeln umspielte seine Mundwinkel, als er sich wieder den Fotos auf dem Tisch zuwandte. Jetzt sah er aus, als würde er sich über ihren Anblick freuen – wahrscheinlich, weil er keine Angst mehr zu haben braucht, dachte sie. Weil er sich nicht mehr gegen seine Feinde verteidigen muss.

»Das ist gut, Opa.«

Da hörten sie Schritte im Nachbarzimmer und konnten gerade noch rechtzeitig aufstehen. Dorrits Großmutter tauchte in der Öffnung zwischen den Regalen auf und starrte sie an.

»Was geht hier vor?« Ihre Stimme klang hart. »Dorrit hat hier drinnen nichts zu suchen, Fritz, da waren wir uns doch einig!«

»*Alles in Ordnung, Liebling.* Dorrit ist nur kurz gekommen und wollte sowieso gerade gehen. Stimmt's, Kleine?« Seine Stimme klang sanft, aber seine Augen waren kalt. Wenn du keinen Ärger willst, hältst du den Mund, sagten sie. Dorrit nickte und folgte der Großmutter ins Arbeitszimmer. Sie warf noch einen Blick auf die Wand rings um die Tür. Auf der einen Seite hing eine große rote Fahne mit einem weißen Kreis in der Mitte, den ein sonderbares schwarzes Kreuz fast ganz ausfüllte. Auf der anderen Seite sah sie ein blasses Farbfoto ihres Großvaters, wo er

mit hoch erhobenem Kopf den rechten Arm schräg in den Himmel reckte.

Das werde ich nie vergessen, schoss es ihr durch den Kopf – und es war vielleicht das erste Mal in ihrem Leben, dass sie das dachte.

»Kümmere dich nicht um das, was Großmutter sagt, ja? Und auch nicht um das, was du bei Großvater gesehen hast. Versprichst du mir das, Dorrit? Das ist alles nur dummes Zeug.«

Nachdem ihre Mutter Dorrits Arme ungeduldig in die Mantelärmel gestopft hatte, ging sie vor der Tochter in die Hocke.

»Wir beide gehen jetzt nach Hause, Schätzchen, und dann vergessen wir das alles, ja?«

»Aber Mama, warum habt ihr euch im Esszimmer so angeschrien? Ist Papa deshalb gegangen, und wo ist er jetzt? Ist er zu Hause?«

Die Mutter schüttelte ernst den Kopf. »Nein. Papa und ich verstehen uns im Moment nicht so gut. Deshalb ist er weggefahren.«

»Und wann kommt er zurück?«

»Ich weiß nicht, ob er zurückkommt. Aber du musst nicht traurig sein, Dorrit. Wir brauchen Papa nicht, Großmutter und Großvater kümmern sich um uns.« Sie lächelte und streichelte ihrer Tochter sanft über die Wange. Ihr Atem roch nach etwas Kräftigem, ein bisschen wie das Zeug, das Großvater manchmal in kleine Gläser einschenkte. »Du bist so ein hübsches und liebes Mädchen. Viel feiner und klüger als irgendein anderes kleines Mädchen auf der Welt. Da kommen wir doch wohl ohne Papa zurecht, meinst du nicht?«

Sie wollte nicken, aber ihr Kopf schien wie festgewachsen.

»Und jetzt schauen wir, dass wir nach Hause kommen. Dann machen wir es uns vor dem Fernseher gemütlich und sehen uns die wundervollen Kleider auf der Hochzeit von Prinz Joachim und seiner hübschen chinesischen Braut an.«

»Und dann wird die Alexandra Prinzessin?«

»Ja, sobald die beiden verheiratet sind. Bis dahin ist sie eine ganz gewöhnliche junge Frau, die sich einen echten Prinzen gelangt hat. Wenn du groß bist, machst du das bestimmt auch, mein Schatz, denn du bist noch viel schöner als Alexandra, und du kannst alles haben, was du willst. Alles auf der Welt. Du wirst sehen: Du wirst später auch mal reich und berühmt, da bin ich ganz sicher.«

Dorrit lächelte. »Aber du bleibst doch immer bei mir, oder, Mama?« Sie freute sich immer, wenn ihre Mutter so gerührt aussah wie jetzt.

»Aber ja, meine Süße. Ich werde immer für dich da sein.«

Dienstag, 26. April 2016

Die vergangene Nacht hatte wie immer Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Die Haut war trocken, und die Schatten unter den Augen waren noch dunkler als vorm Schlafengehen.

Denise zog ihrem Spiegelbild eine Grimasse. Der Tag war irgendwie an ihr vorbeigezogen, und seit einer Stunde versuchte sie jetzt schon, die Schäden auszubessern, doch das Ergebnis ließ nach wie vor zu wünschen übrig.

»Du siehst aus und riechst wie ein Flittchen«, äffte sie ihre Großmutter nach.

Die Geräusche aus den Nachbarzimmern kündeten davon, dass es auf den Abend zuing. Die anderen Untermieter wurden langsam munter. Es war der übliche Krach: Flaschen klirrten, man klopfte an Türen, um Zigaretten zu schnorren, und ewig lief jemand zu dem schäbigen Etagenduscbad, das der Mietvertrag als »exklusiv« bezeichnete. Kurz: In einer der heruntergekommenen Straßen von Frederiksstad bereiteten sich ein paar Randexistenzen auf einen weiteren Abend ohne Zweck und Ziel vor.

Denise trat näher an den Spiegel.

»Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?« Sie spitzte die Lippen zu einem Kussmund, ließ die Hände über ihre Hüften gleiten, über die Brüste, am Hals entlang und in die Haare. Dann schnipste sie ein paar Flusen von ihrem Pulli, tupfte etwas Make-up auf einen unzulänglich abgedeckten Fleck auf der Stirn und trat zufrieden zurück. Die gezupften und nachgezogenen Brauen und die kräftig getuschten Wimpern unterstrichen das, was sie »Appearance« nannte. Ihre Iris leuchtete einfach intensiver, was ihren Blick tiefer

machte und ihr mit wenig Aufwand dieses Extra an Unnahbarkeit verlieh.

Sie war bereit, die Welt in ihren Bann zu schlagen.

»Ich heiße Denise«, hauchte sie mit dunkler Stimme. »Denise.« Dann öffnete sie langsam die Lippen und senkte das Kinn. Die Wirkung war fabelhaft. Gut möglich, dass der eine oder andere es als Zeichen von Unterwerfung begreifen würde, aber tatsächlich war es das genaue Gegenteil. Es war ein todsicheres Mittel, ihr Gegenüber seines Verstandes zu berauben.

»Alles unter Kontrolle.« Mit einem zufriedenen Nicken schraubte sie den Deckel auf die Gesichtslotion und verstaute die Kosmetika im Spiegelschrank.

Ihr Blick wanderte durch das Minizimmer. Verdammt, es würde eine Weile dauern, die herumliegende Wäsche einzusammeln, das Bett zu machen, die Gläser abzuspülen und den Müll und die leeren Flaschen wegzubringen.

Ach, Scheiß drauf, dachte sie, nahm die Bettdecke, schüttelte sie auf, klopfte aufs Kopfkissen und sagte sich, dass ihre Sugardaddies, wenn sie erst bis hierher vorgedrungen waren, auf den Rest pfeifen würden.

Anschließend setzte sie sich auf die Bettkante und unterzog den Inhalt ihrer Handtasche einer raschen Prüfung. Hatte sie alles dabei, was sie brauchte?

Ja, sie war bereit. Die Welt und ihre Lüste konnten kommen.

Da drang ein verhasstes Geräusch an ihr Ohr. Klicke, klack, klicke, klack. Dieses elende Humpeln.

Wieso kommt die jetzt?, dachte sie entnervt, als die Tür vom Treppenhaus zum Korridor aufgedrückt wurde. Ihre Essenszeit war doch lange vorbei.

Sie zählte die Sekunden, und als es an die Zimmertür klopfte, erhob sie sich widerwillig vom Bett.

»Schätzchen!«, rief ihre Mutter. »Willst du mir nicht aufmachen?«

Denise holte tief Luft. Vielleicht ging sie ja wieder, wenn sie nicht antwortete.

»Denise, ich weiß, dass du da bist. Mach bitte auf, ich hab dir was Wichtiges zu sagen.«

Denise ließ die Schultern sacken. »Warum sollte ich? Hast du was zu essen mit raufgebracht?«

»Nein, heute nicht. Sei so gut und komm mit nach unten zum Essen. Deine Großmutter ist da.«

Denise verdrehte die Augen. »Die Alte kann mich mal.«

»Sag so was nicht, Schätzchen. Und lass mich doch bitte einen Moment rein. Ich muss mit dir sprechen.«

»Keine Zeit. Du kannst mir das Essen nachher einfach vor die Tür stellen, okay? Wie sonst auch.«

Bis auf den Typen mit der kalkweißen Haut zwei Zimmer weiter, der seinen »Vorglühtrunk« schon intus hatte und jetzt über sein verpfushtes Leben lamentierte, war es auf dem Flur still geworden. Vielleicht standen sie ja alle mit gespitzten Ohren hinter ihren Türen? Wundern würde es sie nicht. Aber was scherte es sie? Solange sie ihre Mutter ignorierten.

Denise blendete deren Gequatsche aus und konzentrierte sich auf das Gejammer des Bleichgesichts. Von den Untermietern auf ihrer Etage waren die geschiedenen Männer mit Abstand am peinlichsten. Erbärmliche Loser, die nach ungewaschenen Klamotten stanken und sich pathetisch in ihrer Einsamkeit die Birne vollsoffen. Unglaublich, wo die den Glauben an eine bessere Zukunft hernahmen, so wie sie aussahen!

Denise schnaubte. Und was sie sich herausnahmen! Trauten sich doch tatsächlich, mit Aldi-Fusel an ihre Tür zu klopfen, sie vollzuquatschen und sich Hoffnung auf mehr zu machen.

Als ob sie jemals etwas mit einem Typen anfangen würde, der zur Untermiete hauste.

»Sie hat uns Geld mitgebracht, Denise.« Ihre Mutter gab nicht auf.

Jetzt spitzte Denise die Ohren.

»Aber wenn du nicht mit runterkommst, gibt sie's uns nicht.« Eine Weile sagte niemand etwas.



»Und dann haben wir für diesen Monat nichts mehr«, fügte ihre Mutter hitzig hinzu.

»Kannst du noch lauter brüllen, damit es auch ja alle mitkriegen?«, keifte Denise zurück.

»Dir ist klar, dass du zum Sozialamt musst, wenn deine Großmutter uns das Geld nicht gibt?« Jetzt bebte die Stimme der Mutter. »Ich hab deine Miete diesen Monat nämlich noch nicht bezahlt.«

Denise holte tief Luft, ging zum Spiegel und zog die Lippen ein letztes Mal nach. Okay, zehn Minuten würde sie sich den Scheiß der Alten anhören, nicht eine Sekunde länger. Diese ewigen Vorwürfe. Wenn es etwas gab, das sie nicht ausstehen konnte, dann waren es Leute, die an ihr herumnörgelten. Die raubten ihr wirklich den letzten Nerv.

In der Wohnung im Erdgeschoss stank es nach Dosenfutter, wie eigentlich immer. Mit Entrecôte war nicht zu rechnen, wenn ihre Mutter einlud, allenfalls gab es mal ein Schnitzel oder Milchreis, wurstförmig in Plastik verpackt und mit überschriftendem Verfallsdatum. Na ja, das passte zu den angelaufenen Silberleuchtern mit den blakenden Paraffinkerzen. Die stammten auch aus einer anderen Zeit.

Die Großmutter hockte wie ein Geier am Tisch, bereit loszuhacken – die Mundwinkel heruntergezogen, eine fragwürdige Duftwolke um sich. Denise hätte echt gern gewusst, welcher Laden mit etwas Selbstrespekt Parfum und Puder in derartiger Qualität anbot.

Jetzt öffneten sich die rissigen roten Lippen. Vielleicht sollte die Grimasse ein Lächeln darstellen, aber so leicht ließ sich Denise nicht täuschen. Sie fing an, bis zehn zu zählen, aber schon bei drei ging das Gezeter los.

»Na also! Konnte sich das Prinzesschen tatsächlich herunterbequemen, um guten Tag zu sagen.«

Zusammengekniffene Augen musterten die Enkelin, spätestens auf Höhe des bauchfreien Oberteils wechselte der Gesichtsausdruck von Missbilligung zu Verachtung.

»Aha, fortgeschrittene Kriegsbemalung. Keiner soll Dorrit übersehen, wie?«

»Ich hab meinen Namen vor zehn Jahren geändert, also nenn mich bitte nicht so.«

»Na gut, da du so nett ›bitte‹ sagst. Ist man von dir ja gar nicht gewohnt. Du findest also, dass dein neuer Name besser zu dir passt? Denise ... bisschen französisch, hm? Da könnten einem ja fast die flanierenden Damen auf den Boulevards in den Sinn kommen, du weißt schon, die mit den geschlitzten Kleidern. Ja, hast recht, das passt vielleicht besser.« Sie ließ den Blick wieder von Kopf bis Fuß wandern. »Wie ich sehe, bist du gut gerüstet für die Jagd. Gratuliere zu deinem Tarnaufzug.« Sie ließ einfach nicht locker.

Denise sah, wie ihre Mutter der Alten vorsichtig eine Hand auf den Arm legte, ein Versuch, sie zu mäßigen. Als wenn das jemals gewirkt hätte. Auch an dieser Front hatte ihre Mutter versagt.

»Und was hast du seit dem letzten Mal so getrieben, wenn man fragen darf?«, fuhr die Großmutter fort. »War da nicht etwas mit einer Fortbildung? Oder sogar eine Lehrstelle?« Sie kniff die Augen zusammen. »Nein, Moment, wolltest du dich nicht als Nagelkünstlerin ausprobieren? Ach, bei all den interessanten Ideen komme ich kaum hinterher, hilf mir doch kurz auf die Sprünge.«

Denise verwendete ihre ganze Energie darauf, den Mund zu halten.

Die Großmutter zog die Augenbrauen hoch. »Oder machst du zurzeit vielleicht gar nichts? Oh ja, fürs handfeste Arbeiten bist du dir inzwischen sicher zu fein, stimmt's?«

Warum fragte sie überhaupt, wenn sie auf alles eine Antwort hatte? Warum saß sie hier mit ihren grauen Strähnen und ihrer verächtlichen Visage? Und was hielt Denise eigentlich davon ab, der Krähe mal ordentlich ins Gesicht zu spucken?

»Denise hat vor, sich zu einem Coaching-Seminar anzumelden«, ging ihre Mutter dazwischen.

Die Metamorphose hätte nicht augenfälliger sein können. Der Mund der Alten klappte auf, die Falten um die Nase glätteten sich, und nach einer kurzen verblüfften Pause setzte ein Gelächter ein, das so tief aus ihrem Inneren aufstieg, dass Denise unwillkürlich erschauderte.

»Ja, Donnerwetter, das ist ja mal ein Plan! Wie spannend! Sich vorzustellen, wie Denise andere coacht. Und bei was, wenn man fragen darf? Wer auf diesem verrückten Erdball wird sich wohl von einer coachen lassen, die nichts anderes kann, als sich herauszuputzen? Da wird die Welt doch glatt stillstehen.«

»Rigmor ...«, nahm Denises Mutter einen erneuten Anlauf.

»Lass mich ausreden, Birgit.« Schroff wandte sie sich wieder an Denise. »Ich sag's jetzt mal ganz unverblümt: Ich kenne niemanden, der so faul, untalentiert und realitätsfern ist wie du, Denise. Sollen wir nicht endlich mal festhalten, dass du nichts kannst, rein gar nichts? Und willst du dir nicht zur Abwechslung mal einen Job suchen, der diesen nicht vorhandenen Fähigkeiten entspricht?« Sie wartete auf Antwort, aber Denise schwieg. Sie wusste, was gleich kommen würde.

»Ich sag es nicht zum ersten Mal, Denise. Du glaubst wohl, es reicht, sich einfach auf den Rücken zu legen, was? Aber so schön bist du nicht, meine Süße. Und dann lass noch fünf Jahre verstreichen ...«

Denise holte tief Luft. Nur noch ein paar Minuten, dann war sie weg.

Mit höhnischem Blick wandte sich die Großmutter jetzt ihrer Tochter zu. »Na ja, du warst genauso, Birgit. Hast nur an dich gedacht und niemals das Geringste getan, um weiterzukommen. Was hättest du denn ohne Vater und mich gemacht? Wenn wir dir nicht alles bezahlt hätten, während du auf deinen größenwahnsinnigen Egotrips warst?«

»Ich hab sehr wohl gearbeitet, Mutter.« Der Ton war jämmerlich. Schon seit Jahren verhallten ihre saft- und kraftlosen Proteste im Nichts.

Kopfschüttelnd wandte sich die Großmutter wieder an Denise.

»Und du! Du würdest doch nicht mal den dümmsten Hilfsarbeiterjob hinkriegen.«

Denise verschwand in die Küche. Das injizierte Gift breitete sich in ihr aus. Sie platzte fast vor Hass. Was hatte die Alte für verquere Vorstellungen davon, wie alles einmal gewesen war! Und obwohl Denise diese ganze verlogene Scheiße schon zigmal gehört hatte, tat es jedes Mal doch wieder weh – was sie maßlos ärgerte. Aus was für einer guten Familie sie und ihre Mutter angeblich kämen ... blablabla. Von den goldenen Jahren, als ihr Großvater mit seinem Schuhladen in Rødovre Geld ohne Ende gescheffelt hatte ...

Was für ein Bullshit! Waren die Frauen in der Familie nicht allesamt zu Hause geblieben? Hatten sie nicht einzig und allein für ihre Männer gelebt und sich um den Haushalt und die Kinder gekümmert?

Na klar doch!

»Mutter!«, hörte sie es aus dem Esszimmer. »Du darfst nicht so hart mit ihr sein. Sie ...«

»Denise ist siebenundzwanzig und kann nichts, Birgit. NICHTS! Wie wollt ihr zurechtkommen, wenn ich mal nicht mehr bin? Wie stellt ihr euch das vor? Groß erben werdet ihr jedenfalls nicht. Ich hab meine eigenen Bedürfnisse.«

Auch das hatte Denise schon hundertmal gehört. Es war immer dieselbe Platte. Als Nächstes würde es wieder Vorwürfe in Birgits Richtung hageln. Die Großmutter würde sie als »bettelarm und stolz« beschimpfen, als eine wandelnde Niete, die all ihre schlechten Eigenschaften weitervererbt hatte.

Es war zum Kotzen. Wie Denise die keifende Stimme ihrer Großmutter hasste. Und wie sie ihre Mutter für deren Schwäche hasste – und für ihre Unfähigkeit, einen Mann im Haus zu halten, der sie beide versorgt hätte. Und wie sie wiederum ihre Großmutter hasste, weil die genau das gekonnt hatte.

Warum fiel die nicht einfach tot um?

Zurück im Esszimmer sagte Denise kalt: »Ich hau jetzt ab.«

»Ach ja? Dann habt ihr wohl kein Interesse an dem hier ...«

Die Großmutter zog ein Geldbündel aus ihrer Handtasche und hielt es Mutter und Tochter hin. Tausendkronenscheine.

»Komm schon, Denise, setz dich«, bat ihre Mutter.

»Ja, stärk dich mit dem Papps, den deine Mutter aufgetischt hat, dann hast du eine Grundlage, wenn du dich gleich von deinen Kerlen mit Schnaps abfüllen lässt«, geiferte die Großmutter. »Ein anständiger Mann wird dir so jedenfalls nicht in die Fänge gehen. Schau dich doch an: ein billiges Mädchen mit falschen Haaren und falscher Hautfarbe, falschen Brüsten und falschem Schmuck. Alles unecht! Glaubst du etwa, dass man den Unterschied zwischen echter Eleganz und deinem billigen Putz nicht sieht? Gott, und wenn du dann auch noch den Mund aufmachst. Dann merkt auch der Letzte, was für eine Null du bist!«

»Du hast so dermaßen keine Ahnung!«, zischte Denise.

»Na, dann verrät mir doch, was genau du vorhast. Erzähl es mir, ehe du ›abhaust‹, wie du es so schön nennst. Wie sieht dein Plan aus? Liebäugelst du noch immer damit, Filmstar zu werden, so wie früher, als du noch die kleine Püppi warst? Oder möchtest du lieber in Picassos Fußstapfen treten? Was ist dein neuer Spleen? Ich bin wirklich neugierig. Womit liegst du deiner Sozialarbeiterin diesmal in den Ohren?«

»Halt endlich die Klappe!« Denise lehnte sich über den Tisch. »Halt verdammt noch mal die Klappe! Du bist doch keinen Deut besser! Was zum Teufel kannst du denn schon, außer Gift absondern?«

Erschüttert klammerte sich Denises Mutter an ihrem Stuhl fest. Die Großmutter schien weniger beeindruckt.

»Halt die Klappe? So redest du mit mir? Nicht, dass es mich wundert. Aber ich denke, ich werde meine Unterstützung für euch wohl mal aussetzen. So lange, bis du zu mir nach Hause kommst und dich ausdrücklich entschuldigst.«

Denise schob ihren Stuhl so ruckartig zurück, dass das Geschirr auf dem Tisch klapperte. Sollte sie der Alten den Triumph lassen, mit dem Geld abzuziehen? Never ever!

»Entweder gibst du Mama auf der Stelle das Geld oder ich nehm es mir.«

»Drohst du mir etwa? Ist das der neue Ton?« Die Großmutter stand jetzt ebenfalls auf.

»Bitte, ihr zwei, hört auf. Setzt euch wieder hin«, bettelte Denises Mutter.

Aber sie setzten sich nicht.

Denise wusste genau, wie es weitergehen würde, sie sah das komplette Szenario vor sich. Nie im Leben würde ihre Großmutter Ruhe geben. Im letzten Sommer war sie siebenundsechzig geworden, und so fit, wie sie war, konnte sie locker neunzig werden. Ein endloser Kleinkrieg lag vor ihnen.

Denise kniff die Augen zusammen. »Ehrlich gesagt, Oma, kann ich zwischen dir und uns keinen Unterschied erkennen. Du hast einen dreißig Jahre älteren Deutschen geheiratet, einen ekelhaften, hässlichen Nazi, und hast dich von ihm aushalten lassen. Was bitte schön ist daran besser?«

Da zuckte ihre Großmutter zurück, als hätte jemand eine ätzende Flüssigkeit über ihr ausgegossen.

»Stimmt das etwa nicht?«, schrie Denise, während ihre Mutter lamentierte und die Großmutter zu ihrem Mantel griff. »Was sollen wir deiner Meinung nach tun? So leben wie du? Jetzt gib uns das Geld, verdammt noch mal!«

Sie griff nach den Scheinen, aber die Großmutter hatte sich das Geldbündel blitzschnell unter den Arm geklemmt.

Da machte Denise auf dem Absatz kehrt und knallte die Tür hinter sich zu. Das Gezeter drang bis ins Treppenhaus.

Eine Weile stand sie an die Wand gelehnt da und rang nach Luft, während sie ihre Mutter drinnen winseln hörte. Natürlich vergeblich, wie immer. Und genauso erbärmlich. Nein, erst wenn sie selbst in diesen verdammten Vorort rausfuhr und zerknirscht bei ihrer Oma auf der Matte stand, würden sie die Kohle sehen.

Aber dazu hatte sie einfach keine Lust mehr.

Im Tiefkühlfach ihres Minikühlschranks lag eine Flasche Lambrusco, das wusste sie. Mit der spartanischen Ausstattung ihres Untermietzimmers – Handwaschbecken, Spiegel, Bett und ein Kleiderschrank aus laminiertem Pressspan – hatte sie von Anfang an leben können. Aber ohne Kühlschrank nicht, der war ihre erste Anschaffung gewesen und hatte sich längst ausgezahlt, denn nach ein paar Gläsern Wein nahm die Großzügigkeit ihrer Sugardaddies sprunghaft zu.

Sie holte die Flasche aus dem Eisfach. Wie erwartet, war der Lambrusco komplett gefroren, aber der Korken hielt. Eine schöne, schwere Flasche – wie gut, wenn man so was im Haus hatte.

Freitag, 13. Mai 2016

Rose brachte die Vespa zweihundert Meter vor der roten Ampel zum Stehen.

Sie konnte sich nicht mehr an den Weg erinnern, obwohl sie die Strecke nun schon jahrelang fuhr. Aber heute kam ihr alles fremd vor.

Sie sah sich um. Erst vor zehn Minuten war ihr in Ballerup dasselbe passiert. Irgendwie schien die Verbindung zwischen Wahrnehmung und Gehirn kurzzeitig auszusetzen. Und gleichzeitig spielte ihr das Gedächtnis einen Streich. Natürlich wusste sie, dass sie mit ihrer kleinen Vespa nicht durch die Unterführung auf die Bispeengbuen-Schnellstraße fahren durfte. Aber wo musste sie noch mal abbiegen? Gab es ein Stück weiter eine Straße, die zur Borups Allé führte? Vielleicht rechts?

Verwirrt stützte sie sich mit den Zehenspitzen auf dem Boden ab und presste die Lippen zusammen. »Was ist los, Rose?«, sagte sie laut, worauf ein Passant stehen blieb, um dann kopfschüttelnd weiterzugehen.

Ihr war speiübel, frustriert hustete sie ein paarmal. Der Verkehr brandete um sie wie ein unverständliches Chaos aus Puzzleteilen, die sich bekriegten. Dazu die lauten Motoren und das Farbengewimmel der vielen Autos. Ihr brach der kalte Schweiß aus.

Sie schloss die Augen und versuchte, sich fieberhaft an das zu erinnern, was sich nicht automatisch einstellen wollte. Kurz erwog sie, umzukehren und heimzufahren. Aber dann müsste sie die Straße überqueren, und wie sollte sie das anstellen? Und überhaupt, konnte sie sich denn an den Heimweg entsinnen? Sie schüttelte den Kopf. Außerdem war sie inzwischen sicher näher



beim Polizeipräsidium als bei ihrer Wohnung. Nein, das machte keinen Sinn.

In diesem benebelten Zustand befand sich Rose schon seit mehreren Tagen. Gerade kam es ihr vor, als wenn ihr Körper zu klein sei für alles, was er in sich trug. Als fände ihr Gedankenchaos nicht mal in mehreren Gehirnen Platz. Wenn es ihr so ging und sie anfing, sonderbare Dinge zu tun, nur um einem drohenden Kurzschluss zu entgehen, brach sie irgendwann zusammen, das wusste sie.

Sie biss sich in die Wange, bis es blutete. Ob die Klinik in Glostrup sie nach dem letzten Mal vielleicht zu früh entlassen hatte? Eine ihrer Schwestern hatte das jedenfalls angedeutet, und Assads besorgte Miene hatte auch Bände gesprochen. Hatte ihre Schwester recht gehabt? War die Ursache für ihren Zusammenbruch vielleicht gar kein peinlicher Mix aus Depression und Persönlichkeitsstörung gewesen? War sie in Wahrheit vielleicht ganz einfach verrückt...?

»Hör sofort auf damit, Rose!«, rüffelte sie sich, und wieder drehte sich ein Fußgänger nach ihr um.

Sie warf ihm einen entschuldigenden Blick zu. Man hatte ihr eingeschärft, ihren behandelnden Psychiater anzurufen, wenn irgendetwas auf einen Rückfall deutete. Aber war das, was gerade mit ihr geschah, ein Rückfall? War sie nicht einfach nur hoffnungslos überarbeitet? Übermüdet? War das nicht einfach nur Stress?

Rose blickte nach vorn und erkannte die breite Treppe der Bellahøj-Schwimmhalle und die Hochhäuser im Hintergrund. Erleichtert seufzte sie auf und startete die Vespa erneut.

Alles schien wieder normal zu funktionieren. Aber wenige Minuten später überholte sie ein Radfahrer.

Rose sah auf den Tacho. Sie fuhr neunzehn! Offenbar hatte sie nicht mal den Gashebel unter Kontrolle.

Puh, heute musste sie echt aufpassen. Möglichst für sich bleiben und versuchen zu entspannen.

Mit zittrigen Fingern wischte sie sich über die Stirn, dann blickte sie sich um. Hauptsache, sie wurde jetzt nicht ohnmächtig.

An guten Tagen gefielen ihr der imposante Bau und die helle Fassade des Präsidiums. Aber an Tagen wie diesem empfand sie den Bau als hässlichen grauen Klotz, und der Säulengang kam ihr vor wie ein bedrohlicher dunkler Schlund.

Sie grüßte den Wachposten nicht wie sonst und registrierte im Treppenhaus auch nicht den aufmunternden Blick von Lis, der Sekretärin. So ein Tag war das.

In den Kellerräumen des Sonderdezernats Q war es still. Kein Mief von Assads Kräutertee, keine laut gedrehten TV 2 News auf Carls protzigem Flachbildschirm und kein verwirrter Gordon.

Noch niemand da, Gott sei Dank, dachte sie und wankte in ihr Büro.

Schwerfällig ließ sie sich hinter dem Schreibtisch nieder und presste das Zwerchfell an die Tischkante. Manchmal half das. Dann überlagerte der unangenehme Druck das Gefühl, sich nicht unter Kontrolle zu haben. Denselben Effekt hatte es, wenn sie sich die Faust in den Solarplexus drückte.

Doch heute funktionierte beides nicht. Freitag, der dreizehnte. Was konnte man da erwarten?

Rose stand auf und schloss die Tür zum Flur. Vielleicht glaubten die anderen dann, dass sie nicht da war.

Das verschaffte ihr Ruhe.

Etwas jedenfalls.